

Unser Kiew

Julia Kissina und Katja Petrowskaja im Gespräch mit Katharina Raabe

Julia Kissina, Jg. 1966 russische Künstlerin und Autorin, deren erster Roman *Frühling auf dem Mond* (2012; dt. 2013) die Verfallsgeschichte Kiews erzählt; und Katja Petrowskaja, Jg. 1970, russische Journalistin, die 2014 als deutsche Schriftstellerin mit dem Band *Vielleicht Esther* debütierte und ein Familienmosaik zusammensetzt, mit einem zerbrochenen Kiew im Zentrum.

Inhalt

1.	Erika, Olympia und andere Begleitgeräusche der Kindheit	2
2.	Das himmlische und das irdische Kiew.....	5
3.	Nach Moskau	8
4.	Der Maidan ist ein sehr merkwürdiger Ort	10
5.	Parallele Leben	14
6.	Zwei Sprachen.....	18
7.	Lemberg – Das war Ausland.....	21
8.	Quo vadis, Ukraina	23

1. Erika, Olympia und andere Begleitgeräusche der Kindheit

KR: Wir wollen über Kiew sprechen, die Stadt Eurer Kindheit und Jugend, die Stadt, die Ihr verlassen habt, die Stadt, in der kürzlich eine Revolution stattgefunden hat.

Julia, dein Vater schrieb Stücke und Sketche für Zirkusvorstellungen, sie sollten lustig sein und die sowjetischen Werktätigen erheitern: »Schon am Morgen ertönte das muntere Klappern seiner »Erika«, die schwarz, alt und ungewöhnlich klobig war. Alle Augenblicke klemmte der Schreibwagen. Ihr Klappern aber war einzigartig – es klang wie eine Landmaschine bei der Getreideernte.«

Was war er für ein Schriftsteller?

JK: Ein Leben lang hat er für die Bühne geschrieben, manchmal für Fernsehen, am Ende für den Zirkus, was ich sehr aufregend fand. Er wollte immer aus der Reihe fallen, aber wenn man aus der Reihe fällt, wird man nicht bezahlt, und da er eine Familie ernähren musste, waren seine Stücke am Ende brav. Seine Karriere hat ein bisschen traurig angefangen: irgendwann hatte er ein Theaterstück geschrieben, das wurde aufgeführt unter der Bedingung, dass auf dem Plakat zwei Namen stehen, seiner und der des Regisseurs, doch bei der zweiten Aufführung hatte er nur noch eine Drittel Autorenschaft, weil der Direktor des nächsten Theaters dazukam, und bei der vierten Aufführung war er nur noch Viertelautor, bis sein Name irgendwann nur noch auftauchte als Autor der Gedichte der Lieder in diesem Stück. Auf den Theaterplakaten des Stücks wurden die Buchstaben seines Namens immer kleiner, wir haben es auf der Straße gesehen, dass der Name meines Vaters ganz unten stand, und wir haben gekniet und eine Lupe genommen, um seinen Namen zu lesen. Aber das war auf jeden Fall lustig.

KR: Katja, wie erging es deinem Vater? Bei euch zu Hause klapperte auch die Schreibmaschine.

JP: Das war eine »Olympia«, ein Beutegegenstand, noch in den fünfziger Jahren gekauft. Diese Schreibmaschine hat mein Leben begleitet. Ich hatte das Gefühl, mein Vater, einer der friedlichsten Menschen, die ich kenne, hat sich mit dem Klappern dieser Maschine vor der Welt geschützt – eine echte Schießerei. Er schoss zurück! Sein Schicksal ist ziemlich tragisch, doch er ist ein glücklicher Mensch. Heute ist er 82 und hat erreicht, was er erreichen konnte. Dreimal hat er versucht, an die Uni zu kommen. Er wurde nicht angenommen, obwohl er einer der begabtesten Schüler war. Später hat er Literaturwissenschaft studiert, hat versucht, Arbeit zu finden, wurde aber nirgendwo angenommen. Mit seinen Freunden hatte er Gedichte von

Pasternak gelesen, und das war ausreichend, um ihm in Kiew den Prozess zu machen. Er musste sich nach Moskau absetzen, dort war er außer Reichweite des ukrainischen KGB. Als er nach fast zwei Jahren, Anfang 1962 nach Kiew zurückkam, versuchte er, an die Schule zu kommen, irgendwo ein Artikelchen zu verkaufen, dabei hatte er schon zwei Bücher veröffentlicht, in Moskau. Meinem Vater erging es wie vielen freiberuflichen Schreibern: der Staat hat auch aus Antisemitismus zum Beispiel - viele dieser Menschen waren Juden, das stand in unseren Pässen -, dafür gesorgt, dass sie keine Arbeit bekamen, nicht an der Schule, nicht an der Uni, nirgends ...

KR: Weil sie Juden waren? ...

KP: ... das auch, man kann aber nicht sagen, dass nur das der Grund war oder dass es anderen besser ging; anderen ging es viel schlechter, weil sie stur Ukrainisch gesprochen haben oder in irgendwelchen Zirkeln waren. Zu arbeiten, um eine Familie zu ernähren, war für meinen Vater absolut unmöglich. Es gab keine Arbeit für ihn, ihm wurde sogar verweigert, eine Arbeit anzunehmen. Doch im sowjetischen Staat mussten alle arbeiten. Wenn du keine *trudowaja knižka*, kein Arbeitsbuch hast, dann bist du *tunejadec*, Nichtstuer, asozialer Parasit. Zweimal pro Monat kam ein Lokalmilizionär zu dir nach Hause und fragte dich nach dem Arbeitsbuch. Es gab sogar ein Gesetz, wenn du nicht arbeitest und nicht beweisen kannst, dass du arbeitest, darfst du nicht in der Hauptstadt leben. Unter solchen Bedingungen kam mein Bruder zur Welt: dass sein Vater *tunejadec* war und jede Sekunde abgeschoben werden konnte.

Wenn ich mir vorstelle, dass mein Vater zwanzig Jahre da saß und nicht wusste, wohin er schreibt; dass er in Kauf genommen hat, dass seine Frau zwei Schichten in der Schule arbeitet - er hatte Glück mit meiner Mutter, die an der Schule ihre Freiheit gefunden hatte, es ging also nicht auf ihre Kosten, aber sie war es, die die Familie ernährt hat - eine ungerechte Konstellation, auch eine explosive ... Und dann taucht Mitte der siebziger Jahre eine Gruppe von schlauen Juden auf, Julias Vater, eine Übersetzerin, eine Dichterin, Leute, die für Estrade, Zirkus und Theater schrieben, die hatten sich etwas ausgedacht, eine kleine Gewerkschaft für Autoren, die, wie mein Vater, aus irgendwelchen Gründen nicht in den offiziellen Schriftstellerverband aufgenommen wurden. *Profskom Dramaturgov* hieß dieser Verein: Gewerkschaftskomitee der Bühnenautoren.

JK: Aber ich würde nicht sagen, sie waren schlaue Juden; sie waren besser gelaunte Juden (*lacht*). Sie waren ziemlich optimistisch, dass sie überleben werden, dass sie irgendwas schaffen können, so dass sie nicht verfolgt werden. Diese parallele Organisation war auch für die Künstler gedacht, die nicht in den Künstlerverband aufgenommen wurden. Ich denke, in jeder Diktatur gibt es

Möglichkeiten zu überleben.

KP: Das wäre schön ...

JK: Jedenfalls in unserer vegetarischen Diktatur. Klar, alle wurden irgendwohin abgeschoben, mein Vater zum Beispiel sollte auch studieren, aber in Baku, in Aserbeidschan. Das bedeutete, er musste Aserbeidschanisch lernen, eine Turksprache. Es gab da überall Quoten, wie viel Prozent von welcher Ethnie an einer Fakultät studieren durften, und irgendwie passte mein Vater nicht zur Quote, und so ist er zum Bildungsminister gegangen. Er hat sich wie der Claudius bei Shakespeare hinter dem Vorhang versteckt und dort gewartet, und sobald der Minister im Zimmer war, ist mein Vater hinter dem Vorhang hervorgesprungen und hat ihm gesagt: Das ist eine Ungerechtigkeit, hier passiert eine Ungerechtigkeit!

KP: Ach Julia, deine Geschichten! Es kann gut sein, dass wegen deinem Vater mein Vater ein Buch über den Zirkus geschrieben hat, das nie veröffentlicht wurde. Er hatte in dem Buch die Idee, diesen Überlebensstil, der immer clownesk war, mit der tiefsten Mythologie des Zirkus zu verbinden. Dieses kulturwissenschaftliche, anthropologische Buch war in höchstem Maße autobiographisch: ein Mensch in der Mitte des Kreises, der gegen Feuer, gegen wilde Tiere und andere Widrigkeiten kämpft und immer gewinnt. Und wer gewinnt, ist immer ein Clown. Er war mit einigen Zirkus-Clowns und Mimen wie Anatolij Marchewskij bekannt. Dieses Buch hat mein Vater auf Ukrainisch geschrieben, und es wurde nie veröffentlicht ...

JK: Aber das ist ganz normal.

KP: Ja, das ist total normal, dass von 17 Büchern nur 6 oder 7 veröffentlicht werden.

JK: Ich finde, das ist nicht so erstaunlich, nirgendwo auf der Welt. Es gab sehr viele geniale Autoren, die nie veröffentlicht wurden. Wenn man ein Künstler ist oder Schriftsteller, muss man bereit sein, in Schlamm und Staub zu verrecken. Wenn man dazu nicht bereit ist, dann braucht man gar nicht erst anzufangen.

2. Das himmlische und das irdische Kiew

KR: Ihr seid zur selben Zeit in Kiew in die Schule gegangen. Die Stadt, die du, Julia, in deinem Buch beschwörst, eine Stadt mit einer vergangenen großen Geschichte, einer Stadt voll unterschiedlicher Menschen, alten polnischen Adligen, Juden, Griechen, Armeniern, Russen ...

KP: ... und sogar Ukrainern! Julias Buch hat mich sehr gefesselt, sie hat etwas formuliert, was viele Menschen wie wir gespürt haben: Kiew, diese unglaublich schöne Stadt mit diesen unfassbaren menschlichen Landschaften, einer alten Architektur, verwinkelt und mysteriös, diese Stadt verschwindet im Gleichschritt mit unserem Erwachsenwerden. Je älter wir werden, desto luftiger und poröser wird sie. Die Stadt wird abgerissen, wird schrecklich bebaut, die Menschen gehen weg. Mein Kiew war erst ganz zentral, ich bin ja in der Institutskaja Straße geboren (damals Oktjabrskaja Revolutsija, aber wir sagten nur Institutskaja), meine Schule stand an einer deutschen Kreuzung, Engels- und Karl Liebknecht-Straße, und das ist eine meiner Theorien, warum ich auf Deutsch schreibe, dass diese Klänge irgendwie doch funktionieren, diese Klänge der Kindheit, die man irgendwann verstehen und definieren möchte. Was jetzt in Kiew [seit November 2013] passierte, war mir unheimlich, weil plötzlich alle diese Straßen ständig in den Nachrichten waren: Institutskaja, Bankowaja, damals Ordzhonikidse, Luteranskaja - das ist die Topographie meiner Kindheit. Ich bin jeden Tag durch die Bankowaja-Straße gegangen, am Parteigebäude der KPdSU und dem unglaublichem Haus mit Chimären von Gorodecki vorbei, diesem Wunder der Bauarchitektur, einem der ersten Betongebäude Europas. Mein Vater hat immer gesagt: Dein Schulweg führt zwischen zwei Chimären-Bauten hindurch, im einen hocken die Chimären draußen, im anderen drinnen...

KR: Aber was ist so faszinierend an Kiew?

KP: Für jeden Menschen gibt es so etwas wie die Stadt des Traums. Für mich gab es ein himmlisches Kiew. In diesem Kiew lebt Byzanz, der südliche Barock Polens und Italiens, aber auch die Narbe der Tataren sind präsent, Jaroslaw der Weise, einer der wichtigsten Kiewer Fürsten. Diese Stadt mit ihren Hügeln, mit diesem unheimlichen Fluss ... als ich zur Schule ging, wohnten wir schon auf der linken Seite des Dnjepr, in der Florenzia Straße, in einem Schlafbezirk, der erst nach dem Krieg entstanden war. Dass ich in der Florenz Straße groß geworden bin, hat mich auch sehr beeinflusst: als wäre auch Florenz meine Heimat. Florenz und Provinz – beides. Ich fuhr jeden Tag zur Schule durch die Metrobrücke, ich habe also jeden Tag das berühmteste

Kloster Russlands, damals Kiewer Rus!, gesehen, die Lawra, das Kiewer Höhlenkloster. Und in der Ferne die Andreaskirche. Sie steht oberhalb der Straße, in der Michail Bulgakow geboren wurde, der Schriftsteller, der wohl eines der wichtigsten mythologischen Bücher über Kiew geschrieben hat: die *Weisse Garde*. Er nennt Kiew nur *Gorod*, Stadt großgeschrieben. Gemeint ist die Ewige Stadt, ein himmlisches Kiew, das Züge von Jerusalem trägt, eines gefallenen Jerusalems. In diesem Buch steckt der Mythos unserer Kindheit. Doch schon damals, bei Bulgakow, ist diese Stadt verschwunden. Diese Stadt verschwindet immer wieder, aber der Mythos bleibt.

KR: »Und unsere Stadt starb viele Male, um danach als eine vollkommen andere wieder Aufzuerstehen«, heißt es im *Frühling auf dem Mond*. Julia, wo ist dein himmlisches Kiew?

JK: Interessant, dass Katja das himmlische Kiew erwähnt, denn heute Morgen, als ich mich auf unser Gespräch vorbereitete, habe ich an das himmlische Jerusalem gedacht, die Stadt am Ende der Zeiten, in der die Gerechten leben. Diese Stadt, wie Johannes sie in der Offenbarung beschreibt, wird aus reinem Gold errichtet, einem Gold, durchsichtig wie Glas. Sie ist ziemlich groß, diese Stadt, und auch quadratisch, und ich musste an die Kaaba denken, obwohl die nicht durchsichtig ist. Dieses Kiew, das wir in unseren Köpfen haben, diese imaginäre oder ideale Stadt, hat mit der realen Stadt wenig zu tun. Aber die Mythologie wird von der realen Stadt hervorgebracht. Diese Stadt wird immer wieder in jedem Kopf geboren: in jedem ihrer Bewohner.

Ich habe Kiew sehr früh verlassen, gleich nach der Schule. Ich konnte das nicht mehr ertragen, diese Diskrepanz, diese Dissonanz, eine kognitive Dissonanz zwischen der realen Stadt und meinem himmlischen Jerusalem. Wie in jeder kleineren Stadt herrschte in Kiew eine sehr provinzielle Atmosphäre. Jeder kennt jeden, man wird irgendwann klaustrophobisch. Ich dachte, wenn ich noch ein bisschen bleibe, lande ich irgendwann in der Klapse.

Ich habe mir eine ideale Stadt gesucht. Wie macht man das? Man fährt aus der realen Stadt raus und bewahrt sie sich damit. Die ideale Stadt schleppt man sein Leben lang in einem imaginären Rucksack mit sich herum. Wie eine Schnecke ihr Haus, so schleppen wir ganze Städte auf unserem Rücken, wir sind richtige Megaschnecken. Diese Stadt habe ich immer mitgenommen: nach Rom, nach Berlin ...

KR: Da war aber nur Kiew drin, nicht Moskau ...

JK: Interessant, Moskau war auch im Rucksack. Stadt großgeschrieben ist natürlich ersetzbar, das ist der Inbegriff einer Stadt, das kann, wie in unserer Kindheit, Kiew sein. Dieses Kiew war für uns Rom, es war für uns Paris, es war ...

KP: ... Konstantinopel ...

JK: ... Konstantinopel ...

KP: ... und auch Moskau ...

JK: ... und Moskau. Die waren sehr stolz, sie wurden als drittes Rom bezeichnet. Aber eigentlich waren wir das! Wir waren ein bisschen arrogant, denn Kiew war die erste russische Stadt ...

KP: Genau! Und Juri Dolgoruki, der Kiewer Fürst, der Moskau gegründet hat, kam zum Sterben nach Kiew, denn Kiew war die heilige Stadt

JK: Aber wir kommen nicht zum Sterben dorthin, hoffe ich.

KP: Das sehen wir noch ...

JK: Noch bevor das Christentum angenommen wurde, waren die Chasaren da, die Schweden. Wo heute das älteste Kloster liegt, wurden alte Gräber gefunden, Spuren nordischer Völker, Grabbeigaben. In jener Zeit war die Stadt ein *melting pot* ...

KP: ... ganz ungewöhnlich für russische Städte, denn fast alle russischen Städte, die wir jetzt russische Städte nennen, sind schon in christlicher Zeit entstanden. Kiew aber kannte den Widerspruch, diesen Kampf zwischen vorchristlicher Zeit und christlicher Zeit. Alle diese Hexen, alle diese mystischen Gestalten! Der Flug mit Margarita, dieser Hexenflug aus Bulgakows *Meister und Margarita*, dieser Flug stammt nicht aus Moskau, sondern aus Kiew.

JK: Das ist eine Anspielung auf Gogol ...

KP: Ja, auch, aber die Topographie, die Konstellation, stammt aus Kiew.

3. Nach Moskau

KR: Ihr seid beide erst sechzehn gewesen, als ihr aus Kiew weggegangen seid. Was hat euch fortgetrieben?

KP: Bei mir war es der Widerspruch zwischen meinem geliebten Kiew und dem Kiew des Kleinbürgertums. Kiew war auch eine Sumpfstadt, und dieses Kiew haben wir gehasst. Wir wussten in Moskau, in Leningrad gab es ein phantastisches kulturelles Leben, all diese unglaublichen Künstler, diese Bewegungen, diesen Widerstand, dort gab es einfach tolle Menschen. Die Sowjetunion war ja wie Frankreich ein zentralistischer Staat, und wenn man was machen wollte, in Physik, in Literatur, im Ballett, musste man nach Moskau. Es gab Freaks, die nach Leningrad gegangen sind. Aber die Gründe, die für Moskau sprachen, waren, neben der romantischen Anziehung, pragmatischer Art. In Moskau gab es die beste Ausbildung, viel mehr Möglichkeiten für die persönliche Entwicklung. Kiew hat die Leute ausgespuckt und ausgeworfen mit einer unglaublichen Drachensucht, mit einer Drachensüchtigkeit, das war wirklich ein Drache, der die eigenen Kinder nicht frisst, sondern raus schleudert.

JK: Ich war nie zielstrebig, ich war einfach leichtsinnig und neugierig. Wenn ich jetzt daran denke, was ich damals gemacht habe, wie ich allein durch alle diese Städte gereist bin und auf irgendwelchen Bahnhöfen übernachtet habe.

KP: Ich treffe immer noch Männer, die mir sagen: Julia Kissina, damals in Koktebel, du kannst es dir nicht vorstellen, wie sie kam, so eine Schöne, wie konnte sie, alleine! Vielleicht gibt es immer noch hunderttausende Männer im Kaukasus, die von dir träumen. - Es klingt vielleicht zynisch, aber mir hat Tschernobyl geholfen. Ich war in der neunten Klasse, und meine Eltern haben gesagt, du gehst weg. Ich war eine der ersten, die wegen Tschernobyl noch am 1. Mai allein im Zug saßen. Es gab noch keine Panik, niemand hatte begriffen, was los ist. Meine Eltern waren mit vielen Physikern befreundet, und sie haben ganz klar gesagt: weg.

JK: Dann waren wie im selben Zug!

KP: Vielleicht ... Warst du am 1. Mai im Zug?

JK: Ich war an diesem Tag im Zug

KP: Nach Moskau?

JK: Ja, ich bin nach Moskau gefahren ...

KP: Ich gratuliere.

JK: Und habe erst im Zug erfahren, was passiert ist, und habe es nicht geglaubt.

KP: Aber du warst nicht mehr in der 10. Klasse.

JK: Nein, ich studierte damals schon in Moskau. Ich habe meine Eltern besucht und bin zufällig an diesem Tag zurückgefahren. Wir waren sogar im selben Zug ...

KP: Dieser Drang von Kiewer Menschen, Mythen zu erstellen! Ja, es war so: Wir saßen in einem Zug ... mir hat es auf jeden Fall geholfen, diesen Schritt zu tun. Ich habe die Schule in Moskau absolviert und bin dann weiter gegangen nach Tartu. Die Zäsur mit Tschernobyl hat mir geholfen, Kiew zu verlassen. In Kiew zu bleiben und dort zu studieren, diese Aussicht hätte mich wahnsinnig gemacht. Ich wäre erstickt. Wir sind beide russischsprachig, und in Kiew stand diese gepflegte russische Sprache gegen die Vermischung der Sprachen. Wenn du sauber russisch sprichst, gehörst du zu einem kulturellen Milieu... Männer mit Akzent - ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich mich mal in einen Mann verlieben würde, der so unsauber russisch spricht. Ukrainisch sprechen, das ist eine Chance, aber in dieser gemischten Sprache oder mit diesem Akzent, das konnte ich nicht ertragen.

JK: In Moskau bin ich ziemlich schnell in einem Kreis von inoffiziellen Künstlern gelandet. Das waren phantastische Menschen. Wir haben nicht in Kategorien wie »offiziell« – »inoffiziell« gedacht, sondern nur, dass es wahnsinnig interessant ist, was die Leute machen. Wenn ich heute zurückdenke, stelle ich mir vor, dass es im Paris oder Berlin der Vorkriegszeit oder im New York der siebziger Jahre ähnlich gewesen sein muss: es herrschte eine sehr dichte intellektuelle Atmosphäre. Ein unglaublicher Denkgenuss. Kreativitätsgenuss. Wir waren alle sehr stark geladen mit verschiedenen Ideen, Gefühlen, Vorahnungen. In diesem Kreis waren Leute aller Altersgruppen und alle auf derselben Wellenlänge - bis heute. Wir sind immer noch in Kontakt, per mail oder per Skype und manchmal frage ich: Und, wie fühlt man sich mit – achtzig?

Eigentlich so wie mit zwölf, nur dass hin und wieder etwas schmerzt. Bis heute bin ich sehr befreundet mit Andrej Monastyrskij, den ich für ein Genie halte. In meinem neuen Buch habe ich einige Momente aus dieser Zeit beschrieben. Das war eine großartige Zeit, eine Ladung für mein Leben, das wärmt mich immer noch. Ich bin sehr dankbar, dass ich diese genialen Menschen getroffen habe. Darunter waren übrigens auch Verleger, auch Zeitschriftenverleger. Nicht nur, dass moderne und bekannte Autoren veröffentlicht wurden, es haben auch Armeen von freiwilligen Übersetzern Sachen übersetzt, die noch nie veröffentlicht waren. Zu Ehren der russischen und sowjetischen Verleger muss gesagt werden, dass abgesehen von der sowjetischen ideologischen Literatur, an fremdsprachiger Literatur nie Trash veröffentlicht wurde. Wir hatten nur mit gehaltvoller Literatur Umgang. Ein großes Verdienst des Bildungssystems im Sozialismus.

KP: Das ist eine der rätselhaftesten Fragen: Warum in einer Diktatur ein ganzes Wertesystem Richtung Hochkultur driftet. Unter solchen Verhältnissen ist allen klar, was gut und was böse ist. Warum?

JK: Das einzige, was ich nicht mochte, war diese klassische Musikausbildung, da ist mir ein unangenehmer Nachgeschmack geblieben.

KP: Das geht mir ganz anders.

4. Der Maidan ist ein sehr merkwürdiger Ort

KR: Ihr lebt schon sehr lange in Deutschland. Wie habt ihr von hier aus auf die Maidanproteste in Kiew geschaut? Seid ihr hingefahren? Hatten Ihr Freunde unter den Aktivisten?

JK: Sehr viele Freunde von mir waren dort, fast alle sind hin gegangen. Da ich schon lange nicht mehr in Kiew lebe, hatte ich kein Gespür dafür, was eigentlich passiert. Immer wieder habe ich gefragt, worum es geht, was das soll, was da gemeint ist. Ein Freund hat mir eine schöne Antwort gegeben: Das ist, wie aus dem Land zu emigrieren, ohne vom Sofa aufzustehen, ohne aus der Wohnung zu gehen, das ist eine fantastische Art der Emigration aus diesem sowjetischen Russland oder aus der Sowjetunion, die bis jetzt ihre Schatten wirft ...

KR: In der Ukraine gab es noch sowjetisches Russland?

JK: Natürlich, durch alle diese Einflüsse von Putin! Die Leute haben das noch gespürt, die wollen diese Schatten bis jetzt los werden.

KR: Der Maidan ein Aufstand gegen die letzten Gespenster des Sowjetischen?

JK: Ja, gegen das Phantom, das ihnen bis jetzt folgt. Alle wollen endlich die Reste des Postsowjetischen loswerden.

KR: Du, Katja, hast dein Buch fertig geschrieben, während die Leute auf dem Maidan standen. Du warst öfter dort. Was hattest du für ein Gefühl? Was geschah dort?

KP: Der Maidan ist ein sehr merkwürdiger Ort. Er wurde in den siebziger Jahren umgebaut: überall Brunnen und Treppen, man hat alles so eingerichtet, dass es kein Protestplatz wird. Die Orange Revolution 2004 und dieser Maidan jetzt – das war schon deshalb die reine Utopie! Dort kann man nicht stehen! Wenn mehr als 500 000 Menschen dort stehen, ohne dass sich jemand verletzt, dann ist das ein unglaublicher zivilisatorischer Akt. Warum die Leute dort standen, ist eine andere Sache. Auslöser war, wie wir alle wissen, dass Janukowytch anderthalb Jahre daran gearbeitet hat, den Assoziierungsvertrag zu unterschreiben, und ihn dann wegen Putin nicht unterschrieben hat. Damit hat er den Ukrainern ins Gesicht gespuckt. Sie wollten nicht mehr manipuliert werden, sie wollten nicht mehr Sklaven dieser politischen Situation sein. Unter Janukowytch schien es anfangs fast so zu werden wie in der Breshnew-Epoche: irgendwann haben die Leute gedacht, sie können diese Politik nicht beeinflussen. Es ist wieder, wie es immer war: überall wird geklaut. Unser Leben ist das eine, die Politik das andere. Wir sind mit unseren Projekten, unserer Arbeit, unserer Familie beschäftigt, und die Politik bleibt draußen. Das hat z.B. die Elite gesagt. Aber während Janukowytchs Regierungszeit wurden die Verhältnisse zunehmend unerträglich: man kam nirgendwo an die Uni, ohne viel Geld an irgendwelche Personen zu zahlen. Nirgends wurde operiert, nirgends wurden Kranken behandelt, bevor man nicht bezahlt hatte. Das soziale System ist völlig zusammengebrochen in diesem korrumpierten Staat. Diejenigen, die Geld hatten, um eine Versicherung zu kaufen, kamen noch ein bisschen zurecht, aber die Provinz ... immer häufiger kam es vor, dass Milizionäre gegen einfache Menschen vorgegangen sind. Der berühmteste Fall war die Vergewaltigung einer Frau im Süden der Ukraine im Sommer 2013. Die Täter, Milizionäre, wurden nicht bestraft. Da ist das halbe Land aufgestanden. Der Maidan war einfach ein Protest gegen die Willkür des Staates, ein Protest

gegen die Despotie. Richtig losgegangen ist es, als die Studenten verprügelt wurden.

Ich war auch erstaunt über unsere Freude, gemeinsame Freunde von Julia und mir, die sicher sind, dass in Kiew Nationalisten an der Macht sind und die russische Sprache tatsächlich verboten ist. Mit denen kann man nicht mehr reden. Es gibt berühmte Künstler aus der Ukraine, die auch in Deutschland leben, und die einfach verrückt geworden sind über diesem Thema - es ist unheimlich, was jetzt passiert zwischen den Freunden –

KR: Könnte Kiew ein Zufluchtsort für die Russen werden, die in Putins Reich unglücklich sind?

KP: Kiew war schon mehrmals Zufluchtsort für Russen. Kurz nach der Oktoberrevolution, als da oben [in Moskau, in Petrograd] schon der Rote Terror losging, fuhren alle runter [ins südlichere Kiew]. Über 1918 in Kiew wurden viele Texte geschrieben: Theaterleute, Schriftsteller, Musiker, Professoren, die nach Berlin oder via Konstantinopel nach Paris fuhren, waren zuvor alle in Kiew gewesen, und eines der Leitmotive, das sich in allen diesen Texte findet, lautet: fahren wir nach Kiew! Hier leiden wir Hunger, und dort gibt es noch Kuchen! Diese Kuchen tauchen oft in den Texten auf. Weil Kiew von den Bolschewiki nicht erobert wurde, ist Charkow Hauptstadt der Sowjetukraine geworden. Kiew ist schuld, dass Charkow zur Stadt der Avantgarde wurde, mit Dziga Vertov, dem Konstruktivismus, der jetzt einmalig in der Welt ist ...

JK: Du erinnerst dich, Katja: in der *Weißten Garde* gibt es eine Episode, wie all die Russen aus Moskau in die Stadt kommen und versuchen zu errätseln, wie man irgendwelche Wörter auf Ukrainisch ausspricht. Damals gab es die Künstlerclubs, ChLAM (die russische Abkürzung von Künstler, Literaten, Schauspieler, Musiker) und Prach (Abk. von Schriftsteller, Regisseure, Schauspieler, Künstler), die direkt mit meiner Familie zu tun hatten. Der Großvater meiner Mutter war Manager des Prach, das zum Theater gehörte, dessen Verwaltungschef er war, es war das Theater von Nikolaj Solowzow. Mein Urgroßopa hat sich diesen Club wahrscheinlich sogar ausgedacht, ihn gegründet, ich hatte nie eine Chance, mit ihm zu sprechen. Jedenfalls hat mein Opa mir sein Büro gezeigt, das war so ein wahnsinnig schöne Jugendstilhaus mit einem großen Fenster. Dort arbeitete Vater, hat er zu mir gesagt, hinter diesem halbrunden Fenster. Das muss ganz in der Nähe des Lessja-Ukrainka-Theater gewesen sein. Ich weiß nicht, ob ich es mir ausgedacht habe oder ob mein Opa es mir erzählt hat, aber sein Vater hatte einen gezähmten Raben, und ich sah ihn immer auf seiner Schulter sitzen, so einen schwarzen Vogel, mit dem man sehr befreundet ist, mit diesem Vogel auf der Schulter arbeitete er dort hinter diesem Bogenfenster ...

KP: So ist es bei uns.

JK: So ist es bei uns. Und darum kam plötzlich die ganze Vergangenheit der Familie meiner Mutter wieder hoch. Es war die Zeit, als alle da waren: alle Russen waren da, Vertinski war da, Mandelstam war da, Ehrenburg, Falk, Liwschitz, Alexandra Exter waren da, eine wahnsinnig intensive kurze Zeit, und dann sind alle weggegangen. Kiew ist wie ein Bahnhof: Irgendwann kommen die Engel und Dämonen und singen ihre Chöre und dann verschwinden sie wieder ...

KP: ... und alle ernähren sich von dieser Anwesenheit noch jahrelang

JK: ... jahrelang! Bis wieder irgendetwas kommt, eine Lawine, und wieder kommen sie, und dann passiert wieder irgendetwas und sie verschwinden wieder.

KR: Im Mai 2014 fand in Kiew eine Konferenz mit europäischen Intellektuellen statt, einberufen von Timothy Snyder und Leon Wieseltier, danach jubelten die Feuilletons: Kiew sei der Ort, an dem man jetzt sein müsse, hier entscheide sich die Zukunft Europas. Dort habe eine Revolution stattgefunden, dort werde 1989 vollendet. Kommt alle, hieß es, geht dorthin, ihr Lehrer, ihr Professoren, ihr Balletttänzer, ihr Musiker, geht nach Kiew, macht etwas, eröffnet Ausstellungen, veranstaltet Workshops, unterstützt soziale Projekte ... Würdet ihr euch einem solchen Aufruf anschließen?

KP: Das ist ein sehr interessanter Aufruf, einfach nach Kiew zu kommen und sich anzuschauen, ob da Projekte entstehen. Man sieht, für viele Menschen in Moskau ist es tatsächlich eine Hoffnung, dass wenn in Kiew etwas sich bildet, dass dann auch in Russland alles nicht so schlimm wird. Das ist der letzte Versuch, aus diesem sowjetischen Wahnsinn auszusteigen, und deshalb schauen alle so nach Kiew, als wäre es eine Stimmgabel für viele Prozesse, die für Russland auch wichtig sind, weil in Russland gerade alles ziemlich tragisch aussieht. Ich frage mich: Wie haben wir alle das verpasst, dass sich alles so schnell Richtung wahren Faschismus entwickelt ...

JK: Es ist eine ziemliche Illusion, dass dort jetzt etwas Großes entstehen wird. Ich kann die Enttäuschung von Russland verstehen, nach allem, was hier passiert ist, Putin und so weiter, das heißt aber noch nicht, dass die Ukraine es kompensieren wird. Dort ist viel zu wenig Substanz

geblieben. Die besten Leute sind weg ... ich spreche nicht über uns

KP: ... wir sind die schlechtesten ...

JK: ... wir sind nicht die schlechtesten ... Ich habe gesehen, wie fast unsere ganze Generation nach Moskau oder ins Ausland gegangen ist, und ich vermute, wenn es sich weiter so mit der Sprache entwickelt, dass es das Ukrainische wird - Ukrainisch ist ja ein bisschen so wie Ungarisch -, dann begrenzt man sich sehr. Russisch ist mehr oder weniger eine Weltsprache, auch wenn das Ukrainische wunderschön ist. Aber ich hege keine Illusionen. Klar, ich würde da gerne was machen, wenn es sich ergibt.

5. Parallele Leben

KR: Ihr habt vom Gespür für das verschwindende Kiew gesprochen. Gab es bestimmte Personen in eurer Kindheit, dieses Gefühl verkörpert haben?

JK: Vor allem unter den Künstlern und Literaten, die in geheimnisvollen Ateliers irgendwas taten, was unerwünscht war. Alle haben darüber ganz offen gesprochen. Ich wusste als Kind, dass das Künstler waren, die etwas Verbotenes taten. Die haben uns Bücher gezeigt von Impressionisten, Kubisten und so weiter – lauter unerwünschte Sachen.

KR: Und in der Schule war es klar, dass das existierte? Ihr wurdet nicht ausgefragt nach diesen Leuten, mit denen eure Eltern Umgang hatten? Nach diesen Büchern, die sie euch zeigten?

JK: In der Sowjetunion war viel mehr erlaubt, als man heute meint.

KP: Was die Künstler machten, war unerwünscht, aber nicht verboten, es wurde nicht unterstützt, aber auch nicht unterdrückt. Es hatte keinen Raum. Diese Welt gab es nur im Privaten, hier zeigten sie ihre Arbeiten. Sie wurden vom Staat nicht gekauft und nicht unterstützt, aber als die Künstler emigrieren wollten, konnten sie ihre Bilder nicht mitnehmen, weil sie plötzlich dem Staat gehörten.

Ich hatte in der Kindheit das Gefühl, dass diese Leute verschwinden. Sehr viele Leute sind emigriert, auf verschiedenen Wegen. Meine Eltern haben mir ständig von Künstlern erzählt, viele

habe ich nicht mehr gekannt, sie sind zwischen 1974 und 1977 emigriert. Nicht alle waren Juden. Zum Beispiel Leonid Hrabovsky, ein Mann mit einem adeligen Touch, ein schöner Russe, er war eigentlich polnischer Herkunft, hatte Ukrainisch als Muttersprache, was ich damals nicht wusste, er war ein ganz wichtiger Komponist. Zahlreiche solche Leute. David Miretsky und viele andere - die sind gegangen. Alle weg. Man hatte das Gefühl, dass man keinen Bräutigam mehr kriegt, denn auch die Kinder dieser Menschen waren irgendwann alle weg.

KR: In wie vielen verschiedenen Welten habt ihr euch aufgehalten?

KP: Wir lebten parallele Leben: In der Schule z.B. das rituelle sowjetische Leben: Niemand glaubte an den Komsomol, aber alle sollten Mitglied werden, weil man sonst keinen Platz am Institut bekam. Diese Strukturen waren total tot. Meine Eltern hatten tausende Freunde, bei Julia war es auch so. Diese Begegnungen kamen nicht so zustande, dass man irgendwo hingeht, sondern die Leute kamen zu uns, sie waren alle da, sie saßen in der Küche und schrien, sie redeten einfach wahnsinnig laut, über Dichter, über Kriege, ich konnte einige dieser Menschen schon deshalb nicht ausstehen, weil ihre schreienden Stimmen mir den Schlaf raubten. Ich habe sie richtig gehasst, und das erschwerte mir auch den Weg zu meiner Lieblingsperson, heute nenne ich ihn den local genius: Vadim Skuratovskij, 1941 bei Tschernigow geboren, einer der letzten Intellektuellen europäischer Art. Schwer zu beschreiben, solche Menschen, die mit zehn die Sowjetische Enzyklopädie auswendig konnten und mit dreizehn den ganzen Thomas Mann gelesen hatten. Es gab viele, die in der Sowjetunion sehr belesen waren, aber dieser Skuratovskij war ein Phänomen. – Wir mussten umziehen, wurden von Wohnung zu Wohnung weiter verdrängt. Anfang der siebziger Jahre wurden die Häuser im Stadtzentrum von Ministerien und Parteibehörden enteignet und die Bewohner weitergeschoben, Leute wie wir zum Beispiel. In den ersten fünf Jahren meines Lebens sind wir fünfmal umgezogen. Es war eine Katastrophe: meine Mutter arbeitete zwei Schichten in der Schule, mein Vater hatte keinen Job, wir hatten zwei verrückte Babuschkas zu und Hause zwei Kinder. Es war eine glückliche Fügung, dass Skuratovskij um die Ecke wohnte. Er kam jeden Tag vorbei. Er hat meinen Vater gerettet, weil er ihm ein täglicher Gesprächspartner war. Mein Vater war sehr schweigsam, und Skuratovskij hat ihm alles kreuz und quer erzählt. Eine Person, die absolut unfassbar war mit einem unheimlichen Gedächtnis und kombinatorischen Fähigkeiten, Prozesse zu modellieren und zu analysieren, zu verstehen, unterschiedlichste Sachen zu verbinden, in ganz unterschiedlichsten Kulturen. Er hat sogar Ungarisch gelernt, im Trolleybus, das Lehrbuch begann mit dem Satz: Ungarn befindet sich in Europa.

KR: Hattest du auch solche Begegnungen, gab es solche Genies auch in deiner Umgebung, Julia?

JK: Absolut, da waren sogar Kinder in meinem Alter, mit einer phantastischen Kombinationsgabe, einem sagenhaften Gedächtnis, ich habe echte Komplexe gehabt – und die Klappe gehalten.

KP: (*flüstert*): Ich auch! Da war eine Freundin von mir, die phänomenal gemalt hat, impressionistisch, und Romane schrieb sie auch. Eine andere Freundin komponierte.

KR: Wie habt ihr eure poetische Neigung, euer kreatives Vermögen entdeckt? War es die Malschule? Oder eine musikalische Ausbildung, wie bei dir, Katja? Gab es Figuren, die euch angestachelt haben, Vorbilder waren?

JK: Sehr viele! Wir haben ja in einer geradezu imaginären Atmosphäre gelebt, wie im Paris der dreißiger Jahre.

KR: Das klingt ein bisschen selbstmythisierend ...

JK: Absolut!

KR: Als wäre es den ganzen Tag um nichts anderes gegangen als um Literatur, Musik, Nachdenken, Gespräche, als hättet ihr euch in diesem elitären Fluidum bewegt wie die Fische im Wasser, als wäre es ständig um die wirklich wichtigen Dinge des Lebens gegangen.

KP: Das stimmt und stimmt auch nicht. Es ist die Frage, was man als elitär bezeichnet. In der Schule erlebten wir eine Welt, die voller Lügen war. Obwohl ich ein Kind war, als der Afghanistan-Krieg begann, erinnere ich mich genau daran, es war ein ganz schmerzhafter Punkt, genau wie der Abschuss der koreanischen Boeing, auch daran erinnern sich viele. Diese andere Welt war ein Versuch sich zu retten - eine der Erklärungen, warum Kulturmilieus wie diese in sogenannten autoritären Ländern viel stärker sind. Später, in England, in den USA habe ich nie wieder Menschen von solcher Leidenschaft und Berufung getroffen wie damals in der Sowjetunion. Der Druck der Lüge, der Druck der staatlichen Gewalt war so stark, dass man sich wirklich erretten musste aus diesem Sumpf und aus dieser Unterdrückung. Diamanten entstehen

nur unter Druck. Dieses sogenannte Sowjetische oder der antisowjetische Mensch als Produkt dieser Gesellschaft ist ein Phänomen. Und dieses Phänomen bildet sich gerade wieder aus.

KR: Bildet sich gerade wieder aus?

KP: Ich glaube, ja.

JK: Wenn wir über eine parallele Kultur sprechen, über Underground oder unterdrückte Kultur, dann sprechen wir nicht nur über damals, sondern auch über jetzt und hier. Wir beklagen uns immer wieder, dass für Gedichte und Musik nicht bezahlt wird. Aber das ist normal. Auch in Berlin, auch in New York gibt es Menschen, die fabelhafte Sachen machen, die nicht akzeptiert, nicht veröffentlicht werden. Die Unterdrückung von Talent würde ich nicht als spezifisch sowjetisch bezeichnen. Wir leben in einer Kultur, in der die größten Gladiatoren für das Volk die Fernsehköche sind.

KP: Ich dachte, die Steuerberater.

JK: Nein. Es gibt eine Entertainment-Kultur. Wer sind die Celebrities hier in dieser Welt? Sie unterscheiden sich kaum von den sowjetischen Celebrities, sie sind genauso geschmacklos. Sie dienen einer anderen Ideologie, doch die Strukturen sind vergleichbar, es ist ein ähnlicher politischer und ideologischer Totalitarismus.

KP: Ich bin nicht einverstanden.

JK: Hier herrscht eine andere Art des Totalitarismus: die Massenkultur, die nicht weniger grausam und unterdrückerisch ist.

KP: Ich bin wirklich nicht einverstanden. Ich glaube, dass die Leute, die durch den Staat unterdrückt wurden, zumindest das Gefühl hatten, es gebe einen Grund dafür. Sie haben sich einfach als Künstler verstanden, sich die eigene Kunst erklärt. Während der Staat sie so verstanden hat, als wären sie Kämpfer für die Freiheit, für die Wahrheit. In diesem Prozess gab es eine gewisse Sinnstiftung von beiden Seiten, und beide Seiten haben sich die Situation so erklärt: Je verbotener du warst, desto wichtiger warst du, und so ergab sich eine gewisse Hierarchie. Aber heute, wenn deine Werke nicht gedruckt werden, wenn du kein Geld kriegst, dann ist das eine

sinnlose Konkurrenz, es ist wirklich ein Gefühl der Entwertung, das an sich keinen Wert hat.

KR: ... dass sich heute so etwas wieder bildet. Woran würdest du das festmachen?

KP: Ich glaube, wir haben beide eher Russland gemeint als die Ukraine.

KR: Wo bildet sich das denn in Russland?

JK: Dass es in Russland geschieht, ist doch klar. Dort gibt es wieder Zensur, viele Sachen werden nicht publiziert, aus unterschiedlichsten Gründen.

KR: Ich hatte euch so verstanden, dass sich in Kiew etwas neu bildet.

KP: Nein, in Kiew nicht. In Kiew kommt alles nach oben. Was in Kiew jetzt geschieht, ist die Aktivierung aller Kräfte. Ständig wird von Nationalismus gesprochen, aber das ist normal, und dass alles sich aktiviert, egal in welcher Gruppe. In nächster Zeit wird es sehr viel um Kiew gehen, es wird viel über Kiew geschrieben werden ...

6. Zwei Sprachen

KR: Spielte die ukrainische Sprache in diesen Kreisen eine Rolle, in denen ihr euch als Kinder bewegt habt?

JK: Ja, einige haben die ukrainische Sprache benutzt aus ideologischen Gründen, weil das nicht zelebriert wurde?

KR: Haben sie auch ukrainisch gedichtet?

JK: Ja, auch aus Protest.

KP: Ich kannte ganz viele Menschen ... nein, das kann ich nicht sagen, denn das war genau dieses Kiew, von dem ich nur noch gehört habe, weil meine Eltern diese Leute kannten, aber ich nicht mehr - Pawlytschko, Drach, Dziuba, Kostenko -, es gab ein riesiges Milieu ukrainischer

Schriftsteller. Unser Freund Yurij Scherbak, der eigentlich ein bekannter Arzt war und gleichzeitig ein gefeierter Schriftsteller, er hat mit uns nur auf Russisch kommuniziert. Geschrieben hat er nur auf Ukrainisch, er hat zahlreiche Theaterstücke, Romane geschrieben, und sie wurden auch gespielt, und ich habe mir keine Frage gestellt damals, in welcher Sprache.

JK: Aber die Sprache wurde dann instrumentalisiert, in dem Sinne, dass Ukrainisch wie ein ideologischer tool verwendet wurde.

KP: Das ist auch eine Frage der Einstellung, denn in meiner Kindheit waren die Ukrainischsprachigen entweder Exoten, die statt auf dem Dorf zu leben in der Stadt gezogen waren und die städtische Kultur praktizierten, sie waren entweder Exoten oder Parteifunktionäre oder Parteifunktionäre im Schriftstellerverband. Ich bin durch die Ordshonikidse-Straße zur Schule gegangen, dort war der Schriftstellerverband, dort habe ich immer die *Djadki* [die Onkel] gesehen, diese unangenehmen Typen, die genau wie Parteifunktionäre aussahen und nur ukrainisch gesprochen haben, so ein unleckeres Ukrainisch. Das war meine ukrainische Sprache, sie lief auch im Radio, und komischerweise waren das meine Eindrücke. Aber für viele Ukrainer, die in Kiew lebten, hatte gerade die russische Sprache diese Funktion, die Sprache, die aus Moskau kam und ideologisiert war. Das waren ganz unterschiedliche Sichtweisen. Der einzige, der auf all den russischen Versammlungen bei uns zu Hause konsequent Ukrainisch gesprochen hat, war Bogdan Zholdak ...

KR: Wer ist das?

KP: Das war ein phänomenal begabter Mensch, ein überdimensionierter Mann, er hat Filme gedreht, er hat Theaterstücke geschrieben, Karikaturen gemacht, schwer zu sagen, was alles er nicht gemacht hat, er sprudelte von Talent, er machte Dinge in allen Himmelsrichtungen, so eine Art Renaissance-Ukrainer, aber für mich ein Exot. Später habe ich verstanden, dass er in unserer humorvollen Gesellschaft der verbitterteste war, in der Ausübung seiner Sprache, in seiner Statur, seiner Haltung war nicht nur Humor, sondern auch wahnsinnige Verbitterung. Ich habe viel später verstanden, dass ich es auch mit gewaltiger Unterdrückung zu tun hatte bei diesen Menschen, die ich nur als Exoten wahrgenommen habe.

KR: Die ukrainische Nomenklatura war ja offenbar sehr stark in Kiew. War Ukrainisch die verordnete Sprache? Die Staatssprache der ukrainischen Sowjetrepublik?

KP: Für Leute wie Julia und mich, die mit der russischen Sprache aufgewachsen sind, ja! Aber der Vater eines Mädchens aus meiner Kita-Gruppe saß die Jahre ihrer Kindheit in einem sibirischen Lager. Die Anklage lautete: ukrainische Nationalismus. Für sie war Russisch ein Zwang, wie ich erst jetzt erfahren habe.

KR: Ihr musstet das Ukrainische in der Schule lernen?

KP: Was heißt, wir mussten...

JK: Ich ging in eine ukrainische Schule, wo alles auf Ukrainisch lief: Mathe, Physik - alles war auf Ukrainisch.

KP: Ich war auf einer russischen Schule ... dann solltest du besser Ukrainisch können als ich?

JK: Schwer zu sagen.

KP: Warum haben deine Eltern dich auf eine ukrainische Schule geschickt?

JK: Ich war auf einer Kunstschule, und dorthin kamen Kinder aus der ganzen Ukraine, auch aus der Westukraine, Kinder aus einigen Gegenden der Ukraine haben kein Russisch gesprochen. Und dann haben wir immer wieder abgestimmt, welche Sprache wir in welchem Unterricht sprechen wollen. Das war ganz demokratisch.

KR: Ihr habt abgestimmt?

KP: Interessant, dass man sich an diese Sachen gar nicht mehr erinnert. Dass vieles nicht so schlimm war, wie man es sich vorstellt. Die Frage, in welcher Funktion die Sprache benutzt wurde oder rezipiert wurde, ist eine schwierige Frage. Das ist genau, wie zu sagen, Russisch ist die Sprache von Putin. Wir haben jetzt ganz stark damit zu tun, dass wir als Russischsprachige sofort in diese ideologische Ecke geschoben werden. Dabei sind wir in einer fast tragischen Situation: einerseits verstehen wir die Prozesse, die in der Ukraine ablaufen; andererseits tragen wir als Russischsprachige auch die Schuld des Imperiums in uns.

JK: Was mich gestört hat, war der Unterricht in ukrainischer Literatur. Wir haben einige Romane gelesen, und es gab einen ukrainischen Klassiker, Ivan Franko, der war sehr nationalistisch, er war sehr konservativ, antisemitisch, teilweise grausam, hauptsächlich aber sehr, sehr langweilig. Viele dieser Klassiker, die wir gelesen haben, auch Klassiker der russischen Literatur, teilweise sowjetische Literatur, auch ideologische, unerträgliche Werke, die man nur mit großer Mühe durchgehalten hat, aber diese ukrainischen Romane, die mussten wir lesen und es war eine Katastrophe. Wir haben ja diese Problematik gar nicht verstanden. Es ging immer um ukrainische Bauern, die von Polen und von Juden und von Russen unterdrückt werden.

KP: Unser Problem war auch, dass wir früh aus Kiew fortgegangen sind. Als die anderen Werke, die realen der ukrainischen Literatur herausgekommen sind, waren wir schon nicht mehr da, lebten wir nicht mehr im Kreis der Anziehungskraft dieser Werke. Ich hatte eine grausame Ukrainischlehrerin, sie hat mich ständig gefragt hat, wie ich meinen *graždanski dolg*, meine Bürgerpflicht, verstehe und wenn ich nicht antworten wollte, schickte sie mich aus der Klasse. Ich war damals nicht stark, ich habe nur geschwiegen im Unterricht, ich wurde aufgerufen, mein Widerstand war nur mein Schweigen, und ich habe sehr gelitten, und gerade über diese ukrainische Literatur schweige ich immer noch, und das war vielleicht eine Verletzung, die übrigens, wie ich jetzt verstehe, sehr viele Ukrainischsprachige im Russischunterricht erlitten haben. Ich kenne solche Geschichten aus Lemberg. Für viele Leute war Ukrainisch ein Zwangsunterricht und für viele Ukrainer anderswo analog das Russische, besonders wenn die Lehrerin nicht gut war. Ich erinnere mich, wie ich mit Gedichten, die wir lernen sollten, von Schewtschenko, überhaupt nicht zurechtkam. Dann habe ich seine anderen Gedichte gelesen und einige auswendig gelernt aus reiner Faszination.

7. Lemberg – Das war Ausland

JK: Uns wurde immer wieder von der ukrainische Avantgarde erzählt, aber dann haben wir gesehen, dass letztlich alle Leute, die aus der Ukraine stammen, auf Russisch geschrieben haben, weil es viel mehr freie Räume und vor allem Leser gab. Im ukrainischsprachigen Raum gab es viel weniger Leser, das ist dieselbe Frage, die sich auch bei Rätoromanisch stellt ...

KP: Nein, ich glaube, du übertreibst gewaltig. Wir kannten diese Literatur einfach nicht. Ich habe wirklich erst viel später, erst vor 15 Jahren begonnen mich umzuschauen, auch durch Freunden in

Lemberg. Dank Zeitschriften wie *ji*, wie *Krytyka*, habe ich für mich eine unglaublich große reiche Welt entdeckt. Man kannte nur Andruchowytch und Zhadan, aber da gab es viele Dutzende wahnsinnig interessante Menschen und vor allem, was mich immer angezogen hat: Ich verstehe nicht, wie sie entstanden sind! Jurko Prochasko zum Beispiel, dieser unglaubliche Übersetzer, Psychoanalytiker, so alt wie ich, ich verstehe nicht, wie diese Menschen konstruiert sind. Sie haben von Kindheit an nach Wien geguckt, haben ganz früh Deutsch gelernt. Sie sind anders »geschnitten« als wir. Und sie haben auch die russische Literatur nicht als Widerspruch wahrgenommen. Die hat sie nur nicht so angezogen, interessiert, fasziniert wie der galizische Raum. Das, was wir aus Kiew nicht wissen, oder nur widerstrebend erlernt haben, das hatten sie parat, die letzten Spuren dieser Kultur.

JK: Die Westukraine war nicht monokulturell Russisch oder Ukrainisch, sie war sehr international, es war das Zentrum von Europa. Bis heute hat das kulturell auch mit Kiew nicht sehr viel zu tun. Kiew ist ein eher am Rand Europas. Was ich unter Europa verstehe ist eine Atmosphäre, wie es sie wahrscheinlich im alten Warschau gab, in Prag. Aber Kiew – das ist ein anderer Planet. Das dürfen wir nicht vergessen. Es sind zwei sehr unterschiedliche Kulturen. Die russische Stadtkultur war von Russland, von der russischen Sprache geprägt, oder in Lemberg, Galizien war sehr von Österreich, von anderen Sprachen, vom Deutschen, vom Polnischen und Ungarischen beeinflusst. Das hatte mit unserem Kiew nichts zu tun. Das kannten wir nicht. Als Kind war ich mit meiner Mutter in Lemberg, und wir waren wirklich im Ausland.

KR: Obwohl ihr dort Familie hattet. Du schreibst im *Frühling auf dem Mond*: »Es gab die Fotografien der Großfamilie, auf denen ein verschrumpeltes, schnauzbärtiges Männlein eine Zeitung in Frakturschrift in den Händen hielt, denn ein Teil der damals noch großen Familie lebte im Habsburger Reich.«

JK: Ja, aber diese Familie war nicht mehr da. Und wir hatten eine konkrete Realität vor der Nase, die uns ernährt hat, geistig. Und dann kamen wir in die Westukraine und plötzlich waren wir in einer sehr anderen Welt und dann, daran kann ich mich sehr gut erinnern, da waren alle so religiös! Das hat uns geschockt.

KP: Ja, das war Ausland. Ich hab im Chor gesungen, und für uns waren die Orte, wo gotische Kirchen standen, das waren Lemberg, Uzhgorod Mukatschewo, alle baltischen Länder - das war ganz deutlich Ausland, weil da diese Kirchen standen. Wir haben dort immer gesungen. Mein erstes Erlebnis in Lemberg war ganz lustig, weil wir im großen Chor singen sollten, unserem Kiewer Shchedryk-Chor, zusammen mit anderen Chören, im Lemberger Zirkus, wir mussten das

Lied über den ewigen Revolutionär singen, und danach sind wir in der Philharmonie mit religiöser Musik aufgetreten.

JK: Das war nicht nur die Kirchenkultur. Das war alles, das war auch Alltagskultur, Kommunikation, alles dort war viel zeremonieller, ein ganz anderer Schlüssel zur Kommunikation.

KP: Es gab bei ihnen keine Spuren von sowjetischer Gestik, die Leute haben sich irgendwie noch anders bewegt, und die Lemberger Frauen, alle diese Cafés. Sie hatten immer noch Damen, die Kleider nähten, da war noch ein Hauch von anderen Zeiten und einer anderen Eleganz.

JK: Aber gleichzeitig war es vulgär, und das ist bis jetzt geblieben. Während in Kiew diese Schönheiten herumliefen wie in Tim Burtons *Mars Attack*, auf riesigen Highheels, so umwerfende Schönheiten, war es in Lemberg alles sehr maniert, à la Europa.

KP: Aber das war überhaupt nicht vulgär, das war sehr dezent.

JK: Die waren alle so wuchtig schön,

KR: Die Lemberger?

JK: ... die Lemberger *femmes fatales*, und das hat mir eigentlich sehr gut gefallen. Als Kind fand ich das sehr lustig. Das war Westen, im Westen haben femmes fatales gelebt, schwarze Männer in den Kirchen, Leute waren sehr zeremoniell, alles war viel sauberer, viel ordentlicher überall auf der Straße, in den Häusern, die Stadt hatte nichts Sowjetisches, alles war Jugendstilarchitektur, angenehm, eine mitteleuropäische Stadt.

8. Quo vadis, Ukraina

KR: Manchmal wird von der »galizischen Lokomotive« gesprochen: Was sich auf dem Maidan abgespielt hat, habe auch dank dieser historischen Erfahrung stattgefunden. Die westlichen Ideale seien dort fester verankert, weil die Sowjetisierung nicht so tief war. Die Demokratisierung der Ukraine erhalte von dort einen Schub. Teilt ihr diese Meinung?

KP: Überhaupt nicht.

JK: Ich weiß nicht, ob es um Demokratisierung geht. Es gibt eine Sehnsucht nach europäischer Oberfläche. Die Leute wollen einfach ruhig und gut und satt leben.

KP: Dass die galizische Erfahrung für die Maidan Bewegung ein Katalysator war, glaube ich nicht. Für viele Jugendliche waren nicht historische Erfahrungen wichtig, sondern Gerechtigkeit, Rechte haben wie Luft zum Atmen. Man braucht keine europäische Erfahrung, um zu verstehen, was geschieht, wenn ein Mädchen von Milizionären vergewaltigt wird. Die Empörung auf dem Maidan war grundsätzlicher Art: dass ihnen ein normaler menschlicher Alltag weggenommen wurde und immer mehr staatliche Gewalt an seinen Stelle trat.

JK: Mit dem Maidan ist noch mehr Gewalt in den Staat gekommen, da haben sich absolut kriminelle Kräfte entfaltet und befreit. Ich habe mit einer Verwandten in Kiew gesprochen, sie sagte mir, dass in vielen Häusern Blitzableiter an die Gasleitung angeschlossen worden sind. Wie kann man so was zulassen? Dass jemand kommt und so unprofessionell, so gedankenlos irgendwas macht, tausend solcher Dinge -

KP: Julia, solche Sachen hat es immer gegeben.

JK: Und es wird sie immer geben. Das ist das Schlimmste.

KP: Wenn es guten Willen gibt, kann vieles passieren. Dass jetzt durch die Revolution – es war eine Revolution! - vieles nach oben gekommen ist, das ist absolut normal. Die Frage ist, wer gewinnt. Die Pessimisten sagen immer, ja dann kommen die Nationalisten und die fressen euch auf. Viel wurde über diese Faschisten auf dem Maidan gesprochen, aber wenn man die Relationen sieht, ist es lächerlich. Die Ukraine hat nicht mal eine populistische Partei. Die Frage ist, wie es sich weiter entwickelt.

JK: Aber es geht nicht nur um politische Kräfte. Es gibt keine Spezialisten mehr, keine Verwaltung mehr, es gibt nur eine Masse, das Volk, absolut verlorene Menschen. Es gibt wahnsinniges Chaos. Wie kann man das Land wieder in Ordnung bringen? Dass es überhaupt funktioniert? Jetzt ist es eine Katastrophe

KR: Aber es werden doch gewaltige Anstrengungen unternommen.

KP: Es gibt zahlreiche Initiativen und Projekte, und was ganz unglaublich ist: dass die Gesellschaft selbst versucht, die Lücken zu füllen, die die Regierung nicht füllen kann. Wir können auch die Regierung nicht beschuldigen, dass sie schwach ist, weil es überhaupt keine Strukturen in diesem Land gab, um eine normale Regierung zu bekommen, politische Kräfte auszubilden, es gab keine normalen politischen Eliten, die einen normalen politischen Prozess hätten in Gang setzen können. Die Gesellschaft übernimmt jetzt tausende Funktionen, die der Staat übernehmen sollte. Ohne all diese gesellschaftlichen Bemühungen und Anstrengungen, so hat es Jurko Prochasko gesagt, wäre Putin schon in Kiew. Auch die Armee wird vom Volk ernährt und angezogen. Die Probleme mit den Flüchtlingen, auch das ist nichts, was der Staat entscheidet. Kontrolle über die Behörden, verschiedene Reformen, sie sind zwar durch politische Strukturen gegangen, aber die Kontrollfunktion übernehmen zahlreiche Initiativen und NGOs. Dieser Prozess ist enorm interessant und wichtig. Die Frage ist, ob die Menschen es schaffen, sie schnell genug durchzuführen.

KR: Wem gehört Kiew? Wenn ich euch richtig verstehe, habt ihr Kiew eigentlich vor allem als eine russische Stadt erlebt? Oder stellen sich diese Fragen nicht mehr?

KP: Für mich war das eher eine russischsprachige Stadt, das Ukrainische war mir nicht ganz so nah, ich habe nicht zuerst in diese Richtung geschaut. Natürlich habe ich ukrainische Theaterstücke gesehen und Konzerte besucht, wir haben ukrainische Kantanten gesungen. Es ist auch die Frage, wie jüdisch unsere russische Komponente war, und wenn man es so betrachtet: alle diese Versammlungen bei uns zu Hause waren vielleicht 80 % jüdisch in dem Sinne, dass die Menschen jüdischer Herkunft waren. Ich habe das viel später verstanden, als sie anfangen zu emigrieren, aber wie jüdisch jene Ukrainer waren wie der erwähnte Leonid Hrabovsky, das war auch nicht wichtig. Was man jüdisch nennt, war der Inbegriff des Gewissens: mit anderen mitleiden. In dieser Hinsicht waren Ukrainer, Juden und Russen in einem intellektuellen Pool zusammen, in solchen Gewissensfragen, und ich glaube, das ist überhaupt noch nicht verstanden. Ich glaube, viele, die sich mit Russland und der Ukraine befassen, mit diesen städtischen Gebilden, mit der Intelligenzija, die entdecken plötzlich, dass große Teile jüdischer Herkunft waren. Doch was macht man mit dem anderen Teil, der nicht jüdischer Herkunft war? Das war überhaupt kein Widerspruch, ich glaube, die Menschen mit jener besonderen Haltung den

Imperien gegenüber, kulturellen Werten gegenüber, die waren einfach zusammen, an vielen vielen Orten. Das klingt vielleicht utopisch, nicht alle waren sich einig, aber nationaler Widerspruch gab es kaum.

JK: Die Leute waren eher im Geist verwandt als im Blut, das habe ich auch so erlebt in Kiew. Und ich muss sagen, dieses ukrainische Element in einer hauptsächlich russischsprachigen Stadt hat das Leben nur bereichert. Ohne das Ukrainische wäre das spezifisch Kiewer Russisch nicht so würzig, nicht so interessant, so aufregend, nicht so dramatisch – ein sehr wichtiges Element dieser russischen Sprache, genau wie das Russische für die ukrainische Sprache. Außerdem war das Russische eine enorme Quelle der Information, viele Bücher wurden aus den Weltsprachen eher ins Russische als ins Ukrainische übersetzt. Die russische Literatur und Kultur war ungeheuer inspirierend, wir hatten eine phantastische Symbiose damals, das konnte man nur begrüßen. Und wenn die eine oder die andere Seite sagt, nein, wir müssen das abschneiden, dann ist es so, als würde man einen Körper zerschneiden.

KR: Als ich euch zuhörte, ist in mir das Bild, das Klischee von der mitteleuropäischen Symbiose der Zwischenkriegszeit in den Sinn gekommen. Das jüdisch-bürgerlich geprägte Leben in Wien, Budapest, Lemberg etc. - ist das ein Ferment, das sich in Kiew gehalten hat? Jetzt sich entfalten könnte, unter ganz neuen Bedingungen? Europa en miniature, wie Karl Schlögel die Ukraine einmal bezeichnet hat? Die Vielsprachigkeit, die unterschiedlichen territorialen Gegebenheiten, die Polyphonie der Kulturen, all diese Regionen in ihrer historischen Prägung - Charkow Dnipropetrowsk -, die Einigung dieses Gebildes ist doch eine große Chance für die heutige Ukraine und eine Herausforderung und ebenfalls Chance für uns Europäer, diesen Prozess zu unterstützen

JK: Wenn profane Sachen in Ordnung kommen, kann man darüber sprechen. Erst muss man das Land in Ordnung bringen.

KR: Es müssen Personen sein, die das tun.

KP: Es wird alles ohne uns gemacht. Das größte Problem ist der Krieg und die Annexion. Unter diesen Bedingungen noch etwas in Ordnung zu bringen, ist irgendwie fast aussichtslos, aber da bilden sich sehr interessante und positive Prozesse. Unter diesen Bedingungen ist es ziemlich verflucht das Ganze.

KR: Was man »jüdisch« nennt, war der Inbegriff des Gewissens, hast du gesagt, Katja. Kannst du das ausführen?

KP: Ich habe diese Menschen, die man jetzt Juden nennt oder jüdischer Herkunft nennt, nie als Juden verstanden, sie waren für mich Russen, Sowjetmenschen, keine Ahnung, und in diesen Gruppen gab es Skuratovski, Hrabowskiy Zholdak, Scherbak und viele andere, die dann, wie ich später verstanden habe, keine Prise jüdisches Blut in sich hatten. Es gab keinen Widerspruch. Und zu dem, was Julia gesagt hat: im Geiste vereinigt zu sein, das ist ein Thema, aber Geist hat auch verschiedene Ideologien, die hatten eine wichtige Intuition, was Gut und was Böse, was Schuld und Unschuld ist. Ich glaube, gerade aus diesem Milieu ist etwas in mir entstanden, eine ganz einfache Gewissheit: dass es kein fremdes Verbrechen gibt, und dass es keine fremden Opfer gibt. Dass in diesem Sinne, wenn wir akzeptieren, dass anderen Menschen etwas Schlimmes angetan wurde, dass wir dann einig sind in der absoluten, totalen Ablehnung der Gewalt, im Mitgefühl mit den Opfern, und es ist nicht wichtig, ob diese Menschen im Holodomor umgekommen sind, als Ukrainer, oder im Holocaust, als Juden, oder ob es um die Repressionen in Russland geht. Wir waren in gewisser Weise absolut einig was dieses Unheil anbetrifft.

JK: Als traditionelle Parias haben Juden idealistisch alle Funktionen übernommen, die den anderen dienen sollten. Das lässt sich auf die zehn Gebote zurückführen.

KP: Enorm interessantes Thema: Inwiefern sogenannte Juden in der Sowjetunion im Bereich der Intelligenzia eigentlich zu den christlichsten Menschen an sich überhaupt geworden sind. Eigentlich waren sie diejenigen, die buchstäblich die christlichsten Werte in sich getragen haben, in einem elementaren Sinne.

Eine gekürzte, für den Druck überarbeitete Fassung erscheint Anfang April 2015 in: Katharina Raabe (Hg.): *Gefährdete Nachbarschaften. Ukraine, Russland und Europa. Göttingen 2015 (= Valerio 17-2014)*

Die Kapitel 1-4 sind im Februar 2015 im [Logbuch](#), dem Online-Magazin des Suhrkamp Verlags, erschienen.